

Ein Schicksal

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die von dem Dichter für die Schilderung seines Zustandes gewählten Worte sagen also ebenfalls, daß es sich um den unbestimmten, vorahnenden Traum eines späteren Wiederkommens und nicht um eine eigentliche Vision gehandelt hat.

Ich kann in meiner Beweisführung nicht weiter gehen. Ein Mensch, der ohne das Beisein anderer Personen eine Halluzination hatte, ist auch der einzige Zeuge dieser Halluzination. Wenn man Goethe über den wahren Sachverhalt gefragt hätte, er würde wohl geheimnisvoll gelächelt haben. Ich weiß nicht, ob er je darüber gefragt wurde, er hätte wohl auch über den Trager gelächelt. —



Ein Schicksal.



„Hat einer der Herren noch etwas zu fragen?“ —

Der Oberst sah mit kritischem Blicke an der Reihe der zum Befehlsempfang und zur Aufklärung über die feindlichen Ziele vor ihm unbeweglich auf den Pferden sitzenden Offiziere hinauf. Niemand regte sich.

„Dann bitte, eintreten.“

Schweigend legten alle wie auf Kommando die Hand an die Mützen und galoppierten dann zu der Batterie zurück, die, zum Inspektionschießen bereit, in gedeckter Stellung hinten am Wege wartete.

Der Batteriechef gab kurz seine Befehle, die Geschütze wurden geladen, die Kanoniere saßen auf und langsam setzte sich die Masse von Menschen, Pferden und Fuhrwerken in Bewegung.

„Batterie Trab!“

Schon tauchte auf einige hundert Meter Entfernung die Bodenerhöhung auf, wo Stellung bezogen werden sollte. Der Säbel des Hauptmanns blitzte kreisförmig durch die Luft. Jetzt galt's Ernst!

„Batterie Galopp!“

Klatschend fielen die kurzen Lederpeitschen der Fahrer auf die Pferdeleiber, in langen Sprüngen setzten die Tiere an, die Geschütze rasselten, die Geschirre klirrten, krampfhaft hielten sich die Kanoniere auf den Progen und den Trittbrettern fest und in voller Karriere ging's dahin über Stock und Stein und Löcher und Gräben. Das Vorderpferd des zweiten Caissons stolperte und begrub im Stürzen den Fahrer unter sich. Man ließ sie liegen. Vorwärts, nur vorwärts.

„Batterie halt! In Batterie!“

Wie der Blitz waren die Kanoniere von den Fuhrwerken herunter und prohten ab, die Offiziere sprangen von den Pferden, die Befehle durchflogen die Batterie. Jetzt zuckte aus dem ersten Geschützrohr eine lange Stichflamme, der Schuß krachte und mit scharfem Pfeifen durchschnitt das Schrapnell die Luft.

Alle Gläser waren auf das Ziel gerichtet, um den Aufschlag des Geschosses zu beobachten. Aber vergebens. Es war offenbar in dem weichen Moorboden blind gegangen. Der zweite Schuß zeigte das gleiche Resultat.

Das Feuer stand beim dritten Geschütz. Aber umsonst wartete der Batteriechef, umsonst wartete der ganze Stab und alle die zum Inspektionschießen herbeigekommenen Offiziere und Zuschauer auf den Schuß, vergebens schaute die Bedienungsmannschaft des dritten Geschützes, die offenbar über das Ziel gar nicht orientiert war, unruhig auf ihren Leutnant. Für den schien weder Ziel noch Batterie vorhanden zu sein. Er hatte sich umgewandt und schaute mit weit aufgerissenen Augen nach einer jungen Dame, die in Gesellschaft eines ältern Herrn inmitten der Zuschauer im Wagen aufgestanden war, um das Schauspiel besser beobachten zu können. Sie war sehr schön, hatte ein feines, weiches Gesicht und große schwermütige Augen.

„Herr Leutnant Behrens, warum zum Teufel schießt denn das Geschütz nicht?“ schrie die erboste Stimme des Hauptmanns in die Batterie hinein.

Der also Angeredete zuckte erschrocken zusammen, fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als wollte er etwas wegwischen und schaute dann verständnislos nach dem Hauptmann hin.

Ich stand ihm am nächsten.

„Sorgen Sie doch dafür, daß das Geschütz feuert!“

„Nummer drei“, sagte er mechanisch.

Der Geschützchef zauderte noch ein wenig, als wisse er nicht recht, was er tun solle, dann kommandierte er „Feuer“. Der Schuß war nun deutlich beobachtbar, aber nicht vor dem Ziel, sondern völlig falsch gerichtet, etwa zweihundert Meter links außerhalb vor einem dunklen Weidenbusch.

„Halt!“ kommandierte jetzt der Oberst. Er verließ seinen erhöhten Standpunkt auf dem ersten Caïsson, von dem aus er den Verlauf des Schießens verfolgt hatte und begab sich hinter die Batterie.

„Die Herren Offiziere.“

Der Oberst war gefürchtet als einer der strengsten Vorgesetzten. Auch jetzt entlud sich über den schuldigen Leutnant ein Ungewitter, wie wir es noch selten gehört hatten. Ich schielte seitwärts nach dem neben mir in Achtungstellung stehenden Kameraden hin. Aber fast

wäre ich erschrocken, als ich ihn anblickte. Keine Miene zuckte in dem bleichen Gesicht, in seinen Augen aber lag etwas Starres, etwas übernatürlich Gleichgültiges, als ginge ihn, was da gesagt wurde, gar nichts an, als hätten diese Worte Sinn und Klang für ihn verloren. Und mich ergriff plötzlich ein unheimliches Gefühl, als ob der, der da gesund und kräftig neben mir stand, schon einer andern Welt angehöre, als ob sein Leben bereits der Ewigkeit verfallen sei und all das Kleinliche Menschenwerk wesenlos für ihn geworden wäre.

Nachdem der Oberst sich müde geredet, nahm das Schießen ohne weitem Zwischenfall seinen Fortgang.

* * *

Wir waren an diesem Tage ziemlich früh in unsere, in einem kleinen Dorfe gelegenen Kantonnements eingerückt. Nachdem alles in Ordnung war, suchten auch wir unsere Unterkunftsstätten auf. Ich war mit Leutnant Behrens in einem etwas abseits gelegenen großen Bauernhose einquartiert. Die Ordonnanzen hatten wir mit den Pferden bereits vorausgeschickt und schritten nun schweigend unserem Bestimmungsorte zu. Ich betrachtete meinen Kameraden, der mit gesenktem Haupte neben mir herging, prüfend von der Seite. Wie alle andern in der Batterie, hatte ich ihn bis dahin nie recht leiden mögen. Er machte den ersten Dienst mit uns, zeigte immer ein verschlossenes und zurückhaltendes Wesen und wir wußten von ihm nur, daß er lange im Ausland studiert hatte. Seit heute morgen aber fühlte ich mich seltsam zu ihm hingezogen. Ich ahnte dunkel, daß etwas Schweres auf ihm lastete und seine Seele mit starken Armen umklammert hielt.

„Kommen Sie heute abend mit?“ sagte ich, nur um das dumpfe Schweigen zu brechen.

„Wohin?“ fragte er ohne aufzusehen.

„Wir haben einen gemeinsamen Batterieabend im „Bären“ verabredet.“

„Nein, danke ich mag nicht. — Ich bin ja übrigens auch kein Mensch für eine fröhliche Gesellschaft“, setzte er wie entschuldigend hinzu.

„Sie sollten sich die Geschichte nicht so zu Herzen nehmen.“

„Welche Geschichte?“

„Nun, die von heute morgen.“

Er blieb einen Augenblick stehen, wie um sich zu besinnen. Wieder trat der gleichgültige Zug in sein Gesicht.

„Ach so.“ Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Nein, nein, das ist ja gleichgültig.“

Dann setzte er hinzu: „übrigens, alles ist gleichgültig.“

Es klang wie eine Abweisung oder eine Aufforderung, nicht weiter zu fragen.

Ich fragte auch nichts mehr.

* * *

In unserem Quartier hatte man Behrens und mir gemeinsam die große Staatsstube angewiesen. Ich hatte mich zum Ausgang angekleidet, noch nach den Pferden gesehen und mich dann nach dem „Bären“ auf den Weg gemacht. Auf einmal fiel mir ein, daß ich etwas vergessen hatte. Ärgerlich kehrte ich um, um es zu holen. Wie ich aber ins Zimmer kam, blieb ich bei der Türe betroffen stehen. Behrens saß am Fenster und schaute unverwandt auf die Photographie einer Dame in Weiß, die vor ihm auf dem Fenstersims lag. Dabei ließen ihm in einemfort die Tränen über die Wangen hinunter. Aber es war ein dumpfes, unheimliches Weinen, keine Miene zuckte in dem bleichen Gesicht, kein Schluchzen erschütterte den Körper, es war als ob eine Seele hier in namenlosem Schmerz Tropfen um Tropfen ihres Herzblutes aus sich herausweinte. Neben der Photographie auf dem Fenstersims lag seine Ordnonanzpistole.

Er hatte in seiner Versunkenheit offenbar mein Eintreten gar nicht gehört und ich wollte mich schon leise wieder zurückziehen, als mein Fuß an einen Stuhl stieß. Er zuckte zusammen und schaute sich nach mir um. Dann verbarg er hastig die Photographie in der hohlen Hand, steckte die Waffe in die Brusttasche, setzte die Mütze auf und ging, ohne ein Wort zu sagen und ohne mich anzusehen zur Türe hinaus. Ich hörte ihn die Treppe hinuntergehen und aus dem Haus treten. Durchs Fenster sah ich, wie er einen kleinen Waldweg hinauf ging, mit müden, schlep-penden Schritten. Wie Einer, der eine Leiche auf dem Rücken trägt, fuhr es mir durch den Sinn. Dann verschwand er hinter der Wegbiegung.

Ich dachte nicht mehr an den „Bären“ und die fröhlich tadelnden Kameraden. Ein unerklärliches Angstgefühl hatte mich gepackt, mir war, als sei ich verantwortlich für dieses Menschenleben, als müßte ich irgend-wo eine erhobene Waffe herunterdrücken. Es trieb mich geradezu, Behrens nachzugehen, zuerst langsam, dann, wie ich ihn nirgends zu erblicken vermochte, immer schneller und zuletzt lief ich förmlich, während mir der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne herunterrann. Endlich erblickte ich durch die Bäume eine kleine Lichtung, zu der ein Fußpfad führte. Da lag der Gesuchte im Grase, den Kopf in die Hand gestützt und vor sich wieder die Photographie. Aus der Brusttasche schaute der blinkende Lauf der Pistole.

„Gestatten Sie?“

Ich setzte mich ohne weiteres neben ihn auf den Boden.

„Warum lassen Sie mich nicht allein?“

Er hatte sich halb aufgerichtet und sah mich abweisend, fast drohend an.

Ich schaute ihm ruhig in die Augen, auf deren Grund ein grenzenloser Schmerz sich spiegelte.

„Sie leiden“, sagte ich dann leise und erschüttert.

„Wollen Sie mich auslachen?“

„Einen Unglücklichen lacht man nicht aus.“

Ich streckte ihm die Hand hin. Er blickte mich zögernd an, dann, wie er auf meinem Gesicht nur Teilnahme und Mitgefühl las, reichte er mir die seine und sagte mit tieftrauriger Stimme: „Verzeihen Sie! Das Leben ist nicht leicht, wenigstens für mich nicht. — Ich glaube, Sie verstehen mich.“

Ich hatte mit warmem Druck seine Hand gefaßt.

„Ich danke Ihnen.“

Eine Weile saßen wir schweigend da. Dann fragte ich: „Darf man den Grund Ihres Unglücks nicht wissen? — Ich frage nicht aus Neugier.“

„Warum nicht! Ihnen kann ich's ja wohl sagen.“

Vom letzten Rot der untergehenden Sonne übergossen, den trüben Blick ins Leere gerichtet, fing er an zu erzählen:

Ich studierte mehrere Semester in Berlin und lernte dort unter meinen Kommilitonen einen jungen Norddeutschen, Heinz Jensen mit Namen, kennen. Er war in allem gerade das Gegenteil von mir, voll übersprudelnder Lebenslust, immer fröhlich, hübsch, leichtsinnig, stets verliebt und zwar fast alle Tage in eine andere. Dabei war er sehr reich und besaß viele einflußreiche Verbindungen. Was ihn an mir anzog, weiß ich nicht, aber er suchte mit nicht zu verkennender Deutlichkeit meine Freundschaft und auch ich bekam ihn nach und nach gerne. „Du bist zu vernünftig“, sagte er stets, wenn ich ihn wegen seiner tollen Streiche, oder seinen vielen Liebesgeschichten ausschalt, lachte dazu und schnitt eine Grimasse. Da machten wir auf einem Ball, zu dem auch ich durch seine Vermittlung eingeladen wurde, die Bekanntschaft der Tochter eines höhern Beamten. Sie war groß und schlank gewachsen, hatte dunkles Haar und einen feinen, blassen Teint. Das Schönste an ihr aber waren die Augen. Ich weiß nicht, wie mir zumute war, als sie mir vorgestellt wurde und mich dabei mit diesen großen, unschuldigen Kinderaugen, auf deren Grund das ganze Glück und die ganze Seligkeit einer Welt zu schlummern schienen, anschaute. Ich weiß nur noch, daß es mich heiß und kalt überlief und ich einen Augenblick wie im Fieber dastand.

Natürlich verliebte sich Heinz sofort in sie und drei Wochen darauf fand die Verlobung statt. Eigentlich begriff ich nicht recht, wie sie ihm das Jawort hatte geben können, da sie ganz und gar nicht zueinander

paßten. Aber sie war noch ein halbes Kind und hatte wohl mehr dem Drängen der Eltern, denen die gute Partie in die Augen stach, nachgegeben, als dem eigenen Gefühl. Die Liebe schlummerte noch in ihr, war noch nicht geweckt.

Zwei Monate nach der Verlobung wurde die Hochzeit mit großem Aufwand abgehalten. Ich war Brautführer und kam mit meiner Dame in die Nähe des neu vermählten Paares zu sitzen. Maria — so hieß sie — saß still und ernst da. Neben ihr lachte und schwatzte ihr Mann und machte dumme Witze. Und wie ich ihn anschaute, da überkam mich plötzlich die rasende Lust, ihm eins ins Gesicht zu schlagen und konnte mir doch nicht erklären, woher diese einfältige Wut kam.

Nach der Hochzeitsreise kehrte das junge Paar in sein luxuriös eingerichtetes Heim in Berlin zurück. Ich machte ihnen gleich einen Besuch, aber mir schien, als ob beide sich verändert hätten. Er hatte nun ein prahlerisches, überlautes Wesen angenommen, wie einer, der vor sich selbst verlegen ist und das gerne verdecken möchte. Sie war noch schöner, voller geworden, aber ihr Gesicht sah ernster aus als sonst und um den Mund lag ein schmerzlicher Zug von Enttäuschung, Resignation und Verachtung. Ich fühlte den Grund wohl heraus und es vergingen denn auch keine drei Monate, da war Heinz seiner jungen Frau überdrüssig geworden. Er blieb ganze Nächte lang fort und zwar, wie ich erfuhr, meistens in sehr zweifelhafter weiblicher Gesellschaft. Ich stellte in mehrmals entrüstet zur Rede, aber er lachte nur. „Weißt du was“, sagte er, „leiste du meiner Frau Gesellschaft. Du verstehst sie besser zu unterhalten als ich. Ich brauche nun einmal zum Leben etwas mehr als das fade Geschwätz über Bücher und ähnliches Zeug und immer die gleiche Frau neben mir.“ Mit einem sorglosen Lachen ging er davon. Zuerst beabsichtigte ich mit ihm zu brechen, aber ich brachte es doch nicht so ohne weiteres fertig, etwas Unerklärliches hielt mich fest. So ging ich denn auch wieder einmal hin. Er hatte mich auf der Straße getroffen und mir das Versprechen abgenommen, am Abend bei ihm zu speisen. Um halb acht Uhr wollte er da sein, aber es schlug acht, ohne daß wir ihn zu Gesicht bekommen hätten. Im kleinen Salon warteten seine Frau und ich auf ihn. Ich saß ihr im Lehnstuhl gegenüber. Das Licht der Lampe beleuchtete ihr feines Gesicht nur halb, Stirne und Augen lagen im Dunkel, während der schmerzliche Zug um den Mund um so stärker hervortrat. Ein dunkles Schweigen lastete über uns, keines sagte ein Wort, nur das leise, gleichmäßige Ticken der Wanduhr war hörbar.

Da zog die Uhr mit kurzem Schwirren an. Zwei helle Schläge ertönten.

„Halb neun! Und immer noch nicht da!“

„Er hat sich wohl verspätet“, sagte ich wie entschuldigend.

Sie senkte den Kopf tief auf die Arbeit hinunter, die sie in den Händen hielt.

„Es ist ja eigentlich gleichgültig. Im Leben geht's ja stets so.“

„Wie meinen Sie das?“

Eine feine Röte überzog ihr Gesicht. Noch tiefer beugte sie sich auf die Arbeit hinunter.

„Ich meine, daß wir stets zu spät kommen, um das zu erkennen, was für uns das Richtige ist. Immer ist das schon geschehen, was wir nicht mehr ändern können, ist das in uns schon zerbrochen, was nicht mehr gut zu machen ist, immer kommen wir zu spät. Es ist traurig, aber es ist so.“

In ihrer Stimme lag etwas Kaltes, fast Höhnisches, als wollte sie sich über sich selbst lustig machen. Dazwischen aber zitterte der Schmerz.

Mir stieg der Zorn in die Kehle. Sie, die noch vor wenig Monaten eine kaum erschlossene Mädchenblüte gewesen war, voll der köstlichsten Triebe und bereit, dem ein Königreich zu schenken, der sie zu hegen verstanden hätte, saß nun da geknickt und zerstört und ihre Seele beugte weinend das Haupt auf das Grab ihrer Wünsche und Hoffnungen hinunter.

„Sie dürfen nicht so reden“, sagte ich eifrig, „es kann alles wieder gut werden.“

Sie hob den Kopf und sah mir voll ins Gesicht.

„Glauben Sie das? Ich nicht! Was einmal zerbrochen ist, das kann man wohl flicken, aber nie wieder ganz machen. Und immer wird es etwas Geflicktes bleiben, immer, immer, ein ganzes, langes Leben hindurch. Es ist schrecklich!“

Was sollte ich darauf sagen? Ich sah, daß alles Reden hier nutzlos wäre. Ein mächtig stürmendes Gefühl kam über mich, ein glühender Wunsch ihr zu helfen. Ich wollte sie erlösen, wollte ihr helfen wieder an das Leben zu glauben, ihr, der Reinen, Hohen, alles wollte ich für sie hingeben, nur um sie wieder glücklich zu sehen! Aber wie es anfangen? Das wußte ich selber nicht.

Da der Erwartete immer noch nicht gekommen war, setzten wir uns allein zu Tisch und ich verabschiedete mich bald nachher, ohne ihn gesehen zu haben.

Aber von nun an ging ich mehr und mehr hin. Heinz war das recht, er konnte dann um so ungestörter seinen zweifelhaften Vergnügen nachgehen. Ich studierte damals nach dem Willen meiner Eltern die Rechte, aber mein Sinn ging weit mehr nach der Kunst und der Literatur. Es war in der Zeit, wo man sich für alles Schöne und Edle im Leben begeistert. Und auf diesem Gebiete trafen wir uns. Ganze Abende redeten wir von diesen Dingen. Meistens horchte sie mit stillem,

sinnendem Gesichte zu, während ich sprach. Und immer wenn ich so bei ihr saß, fühlte ich ein seltsam gesteigertes Leben, die Begeisterung trug mich über das Gewöhnliche empor und verlieh meinen Worten Schwung und Feuer. Ich sprach zu ihr auch von meinen Hoffnungen und Plänen, was ich alles vollbringen wolle in der Welt, wie ich den Unterdrückten und ungerecht Leidenden helfen wolle und ohne Furcht angehen gegen alles, was da schlecht und feig sei. Und ich riß sie mit. Zwar lächelte sie manchmal, wenn ich gar zu eifrig wurde und meine Hoffnungen zu hoch spannte, aber ich sah wohl, wie sehr sie mit mir fühlte und wie es Eindruck auf sie machte. Noch wußte ich nicht, daß ich sie liebte, aber ich sollte es bald erfahren. Eines Nachts hatte ich nämlich einen seltsamen Traum. Ich saß am Ufer eines klaren Sees und schaute träumend über die sonnenüberhauchte Fläche. Plötzlich zog ein Gewitter am Himmel herauf, der Sturm strich pfeifend übers Land und wühlte die Wasser des Sees in ihrem tiefsten Grunde auf. Und mitten in der tobenden Flut sah ich auf einmal eine weibliche Gestalt mit den Wellen kämpfen und wie sie mir das Gesicht zuwandte, erkannte ich Maria. Das Herz stand mir still vor Schreck, dann sprang ich ohne Besinnen ins Wasser, um sie zu retten. Aber ich schwamm und schwamm in furchtbarer Angst und konnte doch nicht von der Stelle kommen und mußte zusehen, wie sie vor meinen Augen in die Tiefe sank. Auf einmal aber saß ich wieder am Ufer und hielt die triefende Gestalt in meinen Armen und küßte sie ein über das andere Mal und lachte und weinte vor Glück und sie schlang die Arme um meinen Hals und sagte: „Es ist gut, daß du gekommen bist, denn sonst hätte ich jetzt sterben müssen.“

Da erwachte ich und fühlte die Tränen noch über meine Wangen herunterrinnen und wußte nun, daß ich sie lieb hatte mehr als mein Leben und ohne sie nicht mehr sein konnte. Sie aber war die Frau eines Andern.

Da kämpfte ich in jener Nacht noch einen schweren Kampf mit meinem Gewissen. Und die guten und die bösen Gedanken standen dabei um mich herum und die bösen flüsternten: „Nimm sie, denn du hast ein Recht darauf, dieweil der andere ihrer nicht würdig ist und sie vernachlässigt.“ Die guten aber sagten: „Tu's nicht, denn es ist Sünde vor Gott und den Menschen.“ Und zuletzt bekamen die guten die Oberhand und ich beschloß, in den nächsten Tagen von Berlin wegzureisen. Aber einmal wollte ich sie noch sehen. Also ging ich am andern Abend hin, um Abschied zu nehmen. Sie war allein und ich dachte, es sei gut so, denn nun könnte ich es kurz machen und wieder gehen. Wie ich aber ins Zimmer trat, schaute sie mir ins Gesicht und fragte mich, warum ich so bleich sei und ob mir etwas fehle. Dabei sah ich, wie in

ihren guten dunklen Augen die Sorge saß, die Sorge um mich. Da blieben mir die Worte, die ich mir vorher so schön zurechtgelegt hatte, in der Kehle stecken und wir setzten uns an den Tisch, um eine Partie Schach zu spielen. Die letzte, dachte ich und konnte es doch nicht lassen, mit brennenden Augen verstohlen nach ihr hinzuschauen. Da wollte ich den König von seinem Platze nehmen und begegnete dabei ihrer Hand. Wie ein Zucken ging es durch uns beide und im gleichen Moment hatte ich, ohne daß ich es wollte, ihre Hand gepackt und an meine Brust gedrückt. Wir waren aufgestanden. Sie zitterte am ganzen Körper und tastete nach einem Halt und schrie mir dann in Todesangst ins Gesicht: „Sie sind ein Elender!“ Sie sah, daß das Wort mich traf wie ein Schlag. Im nächsten Augenblick lag sie zu meinen Füßen und umklammerte meine Knie und schluchzte: „Verzeih mir, ich kann ja nichts dafür, daß ich dich lieb habe.“ Ich beugte mich zu ihr hinab und küßte sie auf Mund und Augen und Stirn und sie schlang die Arme um mich und küßte mich wieder und Raum und Zeit und Welt und Himmel waren vergessen, es war nichts als ein einziges seliges Dahinschweben. Aber das Glück dauerte nicht lange, denn neben ihm stand die Schuld und schaute uns mit hartem und finsterem Gesichte an. Auf einmal stemmte Maria die Hand gegen meine Brust und wand sich aus meinen Armen und sank aufschluchzend in einen Stuhl.

„Was haben wir getan, was haben wir getan!“

Ich suchte sie zu beruhigen und sagte ihr, daß wir nichts dafür könnten, daß ein mächtigerer Wille, der Wille des Schicksals über uns sei und wir nichts dagegen vermöchten. Aber sie merkte wohl, daß ich selbst nicht recht daran glaubte und schüttelte nur immer wieder den Kopf. Zuletzt sagte ich, daß ich fortreisen wolle, damit sie mich vergesse. Da sprang sie auf und riegelte die Türe zu, als könnte ich plötzlich weggehen und preßte sich heftig an mich und sagte in einem fort, ich dürfe sie nicht verlassen, denn sonst würde sie sich ein Leid antun. Da sah ich ein, daß alles nutzlos war. Ich beruhigte sie etwas und ging dann mit dem Versprechen, am nächsten Abend wieder zu kommen, nach Hause.

Andern Tages ging ich wieder hin und das gleiche Glück und das gleiche Elend wiederholte sich und so eine ganze Woche lang. Am letzten Abend, als ich nach Hause gehen wollte, sah sie mich lang und traurig an, und sagte dann, sie wisse nun einen Ausweg, den einzigen, den es gebe. Ich wollte schon guter Hoffnung werden und fragte sie darnach und sie antwortete mit leiser Stimme: „Wir wollen zusammen sterben, dann sind wir frei von aller Schuld und niemand kann uns mehr etwas anhaben.“ Ich erschraß, denn darauf war ich nicht gefaßt und versuchte ihr den Gedanken auszureden. Aber sie blieb dabei und wie ich fort-

ging, küßte sie mich lange auf Mund und Augen und flüsterte: „Morgen abend wollen wir es tun.“

Ich ging nach Hause mit einem dumpfen, bohrenden Gefühl im Kopf und zündete die Kerze an und starrte in das Licht und sah wie es kleiner und kleiner wurde, bis es zuletzt mit einem kurzen Zischen erlosch. Und hatte in einem fort nur den Gedanken: „Sie darf nicht sterben.“ Und zuletzt kam ich nach hartem Kampfe mit meinem daseinsdurstigen Blute zu dem Entschluß, allein aus der Welt zu gehen und in dieser Nacht noch mein junges Leben von mir zu werfen, damit sie weiter leben könne. Also setzte ich mich hin und schrieb einen langen Brief an sie und adressierte ihn und legte einen Zettel an meine Hauswirtin dazu, worauf stand, daß man den Brief sofort an seine Adresse befördern solle, wenn ich nicht mehr sei. Dann holte ich meinen Revolver hervor und lud ihn ruhig und hob dann die Waffe zur Schläfe empor. Wie ich aber losdrücken wollte, flog mein ganzes vergangenes Leben noch einmal an mir vorüber und ich sah mich wieder als Kind, und sah meine liebe Mutter, wie sie sich über mich beugte, wenn ich das Nachtgebet sprach, und dachte an die selig verträumten Tage meiner Jünglingszeit und dachte an meine Pläne und Hoffnungen und wie die Welt so schön sei und ich noch so jung. Da fing meine Hand an zu zittern und langsam sank der Arm mit der Waffe herab. Noch zweimal hob ich sie in jener Nacht, aber ich war zu feig zum Sterben. Immer sind wir ja zu feig zu so etwas! Bereits graute der Morgen und so legte ich mich angekleidet aufs Bett um noch etwas zu schlafen und dann meinen Vorsatz auszuführen. Ich schlief wie ein Toter bis zum Abend und wachte erst auf, als meine Wirtin an die Türe pochte und mir einen Brief übergab. Ich kannte die Handschrift und riß in fliegender Eile das Couvert auf und fand nur die paar Zeilen: „Lebe wohl, mein Geliebter! Du mußt am Leben bleiben, denn Du hast in der Welt noch große Aufgaben zu erfüllen. Drum gehe ich allein. Wenn Du diesen Brief in den Händen hast, bin ich schon nicht mehr. Lebe wohl, ich küsse Dich in Gedanken tausendmal und bleibe bis übers Grab hinaus Deine Maria.“ Ich muß wohl aufgeschrien haben wie ein Wahnsinniger, als ich diese Zeilen las, denn die Wirtin starrte mich ganz entsetzt an. Was ich nicht gewagt hatte zu tun, das hatte Maria nun für mich getan. Ohne Hut und Mantel, so wie ich war, rannte ich die Treppen hinunter, durch die Straßen bis zur Villa, die das junge Paar bewohnte und ohne zu läuten ins Haus hinein. In der Flur kam mir mit bleichem Gesicht Heinz entgegen. „Ist sie tot?“ schrie ich ihn an. Er nickte nur stumm. Ich mußte mich am Treppenhof halten. „Wo ist sie?“ Er führte mich in ihr Zimmer. Da lag sie still und bleich auf dem Bett, die Hände über der Brust gefaltet.

Neben ihr auf dem Nachttisch stand noch das leere Opiumfläschchen. Wie ein Kind ausschleichend warf ich mich über sie und beschuldigte mich mit wilden Worten als ihren Mörder und küßte die kalten Hände und den Mund und redete irres Zeug. Und Heinz stand daneben, aber er sagte nichts. Er sah wohl, wie es um uns gestanden, aber auch er fühlte eine große Schuld auf sich lasten.“

Behrens schwieg einen Augenblick erschöpft und ich sah ihn an und konnte vor Bewegung keinen Laut herausbringen und nahm nur seine feuchte fieberheiße Hand in die meine. Er verstand mich und erwiderte leise den Druck. Dann fuhr er fort:

„Es ist nun etwas mehr als ein Jahr her, seit dieses alles geschehen ist und Tag und Nacht begleitet mich die Tote bei allem was ich denke und tue und immer klarer wird mir der Gedanke, daß ich sie durch meine Feigheit getötet habe. Als ich heute morgen beim Schießen zurückschaute und die junge Dame im Wagen sah, die Maria auffallend gleich, da vermeinte ich ihren Geist zu sehen, der gekommen sei, mich an meine Schuld zu mahnen. Und nun“ — er hatte sich aus seiner liegenden Stellung auf den Händen aufgestützt und sah mir mit verzerrten Zügen ins Gesicht — „begreifen Sie nun, daß ich sterben muß, daß ich so nicht weiter leben kann.“

Seine Stimme klang heiser und in den Augen flackerte es wie Wahnsinn.

Ich saß noch immer stumm da und vermochte nichts zu sagen. Bis dahin hatte ich immer mit verächtlichen Worten und großen Handbewegungen von denen gesprochen, die freiwillig aus dem Leben scheiden, hatte das mit selbstgerechter Miene als Feigheit bezeichnet. Und mußte nun hier erleben, daß meine schönen Theorien vor der Wirklichkeit jämmerlich in die Brüche gingen. Zum erstenmal kam mir hier mit voller Deutlichkeit zum Bewußtsein, daß es im Menschendasein Augenblicke gibt, wo einem das Leben nicht mehr gilt, nicht mehr gelten kann als ein Strohhalme und man es wie einen alten, abgebrauchten Lappen zur Seite wirft. Rings um uns war alles voll Lust und Leben, die Grillen zirpten, die Vögel sangen ihr letztes Abendlied, aus der unter uns liegenden Landschaft drang das geruhige Brüllen des Viehs und der Gesang heimkehrender Schnitter und Schnitterinnen zu uns herauf, während ein letzter silberner Wolkenstreif die blauen Juraberge säumte und sich dann leise im Duft der Ferne verlor. Und da neben mir saß ein zum Tode verurteiltes Menschenkind, ein junges, blühendes Leben, und schaute traurig in das offene Grab das neben ihm gähnte

Es war bereits dunkel, als ich aus meinem Brüten aufwachte und Behrens leise ans Heimgehen mahnte. Wir schritten wortlos nebeneinander her. In der Wegbiegung sah ich von der offenen Seite des

Waldes her einen auf schwarzem Roß auf uns zureiten. Er trug einen weißen Mantel und hatte ein hageres blutleeres Gesicht. Er sah meinen Gefährten mit einem langen Blicke an und nickte dann mit dem Kopf als wollte er sagen: „Bald! Bald komme ich!“ Der aber, dem dieser Blick galt, schien nichts davon zu merken. Nur ein Frösteln ging durch seine gebeugte Gestalt.

* * *

Es war zwei Monate später an einem schwülen Augustnachmittag. Ich war längst wieder ins Zivilleben zurückgekehrt und saß nun in meinem Zimmer und schaute in verlorenen Träumen in die Landschaft hinaus. Eine drückende Hitze lag über der Gegend. Am Horizont ballten sich langsam schwere Wolken zusammen, machten drohende Gesichter und griffen mit den Armen immer weiter am Himmel hinauf, bis sie ihn fast gänzlich bedeckten. Die Blumen standen welkend da und ließen die Köpfe hängen, träge summt hin und wieder eine Biene über sie hinweg und selbst die Vögel schwiegen in den Bäumen. In der Luft aber lag es wie ein Schrei.

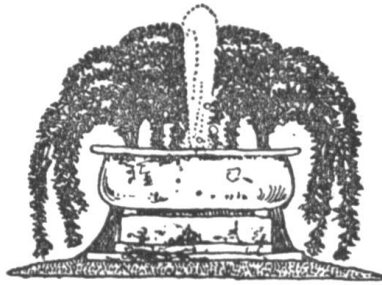
Da klopfte es an meine Türe. Der Briefträger trat ein und überreichte mir ein großes gelbes Couvert mit dem Poststempel Berlin. Es enthielt einen an mich gerichteten Brief von meinem unglücklichen Dienstkameraden. Dabei lag von anderer Hand ein Zettel auf dem stand, daß man auf den schriftlichen Wunsch Behrens mir dieses Schreiben übermittle; ferner ein Zeitungsblatt mit einer blau angestrichenen Stelle, die in kurzen, harten Worten besagte, daß sich der Student Hans Behrens, offenbar in einer Anwandlung von Schwermut, auf dem Grabe der Frau Maria Jensen erschossen habe. Das Schreiben aber lautete folgendermaßen:

„Geehrter Herr Kamerad! Da Sie der Einzige sind, der um mein Geheimniß weis, so sende ich Ihnen diese meine letzten Worte. Ich will heute noch tun, was ich schon lange hätte tun sollen. Einmal dachte ich zwar, daß es anders kommen sollte, aber das ist nun schon lange her und es war wohl auch nur ein sonniger Traum, den der Morgen geboren und die Nacht wieder getötet hat. Alles ist eitel auf der Welt. Statt der Rosen, die ich auf meinem Weg zu finden hoffte, trage ich nun einen Dornenkranz und die spizen Dornen stechen mir ins Gehirn, daß ich manchmal nicht mehr denken kann und dummes Zeug rede. Des Nachts aber kommt Maria in mein Zimmer und legt sich zu mir aufs Bett und streichelt mir die Wangen und küßt mich und fragt mich, warum ich sie so allein lasse im Grab. Und dann kann ich auf einmal keine Luft mehr kriegen. Manchmal singt sie auch ein Lied, ich habe die Melodie vergessen, aber ich glaube, es fängt so an: „Es waren zwei

Königskinder, die hatten einander so lieb. Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.“ — — Das Wasser war viel zu tief, das wird es wohl gewesen sein — — —

Leben Sie wohl! Ich muß auf den Friedhof. Ich glaube, man hat mich einmal gescholten, weil ich schlecht geschossen habe, ich weiß aber nicht mehr genau, wie's war. Heute aber will ich einen Meisterschuß tun. Leben Sie wohl! Behrens.

Langsam senkte ich das Blatt, während sich mir leise eine Träne in die Augen stahl, die erste wieder seit vielen Jahren. Ich schäme mich ihrer nicht. Es war der letzte Gruß an den toten Kameraden und zugleich der Tribut an das dunkle, geheimnisvolle Schicksal, das jenen andern wie ein Spielzeug zerbrochen hatte und das im nächsten Augenblick auch an mich herantreten konnte. F. D. Schmid.



Das Bürgerhaus in der Schweiz.*

Von Jules Coulin.

Als Hinweis auf ein kommendes Prachtwerk und als Aufgebot zu werktätiger Mitarbeit dürfen wir dieses Werbeheft begrüßen. Der kostbaren und einzigartigen Tafelsammlung über das schweizerische Bauernhaus will der Ingenieur- und Architektenverein eine ähnliche Publikation über das Bürgerhaus folgen lassen. Ein Archiv ist dafür bereits in Basel geschaffen. Photographien, Zeichnungen und Pläne von Häusern aus frühester Zeit bis 1850 sollen aufgenommen werden; der Begriff des Bürgerhauses wird möglichst ausgedehnt: Landsitz und Patrizierpalast finden Berücksichtigung, wenn auch dem Wohnhaus der mittlern Bürgerschaft das größte Interesse zugewendet wird.

Das vorliegende Propagandaheft wurde von einem Arbeitsauschuß der weiteren Kommission zusammengestellt. Den Herren Architekten

* Ein Aufruf herausgegeben im Auftrag des Schweizer Ingenieur- und Architektenvereins. Zürich 1907, Schulthess & Cie. Preis geheftet 3 Fr.